



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Briefe aus Persien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Briefe aus Persien

Mein sehr verehrter Herr . . .



So Sie wollen, daß ich Ihnen einen Abriss über die Vorgänge in Persien schreibe und womöglich auch noch eine Antwort auf die Frage gebe: „Was wird aus Persien?“ Ich fürchte, daß Sie mit manchen Ihrer Wünsche nicht ganz vor die richtige Tür gekommen sind. Gewiß stehen wir mitten in den Ereignissen darin, sogar mehr darin als manchem lieb ist. Aber gerade das „Mittendarinstehen“ macht das Übersehen so schwierig, daß der Draußenstehende oft klarer und richtiger urteilt. Sie als Kenner des Orients müssen ja am besten wissen, wie in orientalischen Ländern gelogen und übertrieben wird. Schon in ruhigen Zeiten tauchen oft aus heiterem Himmel die wildesten Gerüchte auf und vergrößern sich im Quadrat der Entfernung. Da können Sie sich vielleicht eine dunkle Vorstellung machen, was für ein Gewirr von Nachrichten in diesen kritischen Zeiten die Stadt durchschwirren. Post und Telegraph funktionieren — wenn überhaupt — so langsam, daß die Wahrheit, wenn sie glücklich eintrifft, längst von neuen Tatarennachrichten überholt ist. „To give it in a nutshell“; so kann ich Ihnen versichern, daß nach meiner Ansicht eben nichts getan werden wird. Rußland drängt mit recht drastischen Mitteln auf die Erfüllung der in seinem Ultimatum gestellten Bedingungen. Erfüllt müssen sie werden, darüber besteht kein Zweifel. Aber kein Mensch möchte auch nur den kleinsten Teil von Verantwortung an der Erfüllung dieser Forderungen tragen. Das Ministerium drückt sich dadurch um die Verantwortung, daß es demissioniert, das Parlament, indem es sich zu Ehren irgend eines toten Mollahs tagelang vertagt. Die Komödie, die sich parlamentarische Regierung nennt, wird eben scheinbar bis zu den äußersten Konsequenzen weitergespielt. Mich sollte es nicht wundern, wenn eines schönen Tages das persische Reich, der Mittelpunkt des Weltalls, der Nabel der Erde usw. ohne Schah, ohne Minister und ohne Parlament dastehen wird. Um so mehr berauscht sich alles an Worten. Große Volksversammlungen werden abgehalten, in denen Mollahs den Krieg gegen die Russen predigen, Resolutionen gefaßt, Telegramme abgeschickt, vor allem aber enorme Quantitäten

Tea und Zucker konsumiert werden. (Den Russen ist das gar nicht unangenehm; denn Tea und Zucker sind russische Einfuhrartikel. Je mehr daher über den Boykott russischer Waren debattiert wird, um so mehr wächst die russische Einfuhr). Geht dann so ein Patriot nach Hause, dann ist seine Brust von dem stolzen Bewußtsein geschwellt, daß er alles getan hat, was er zur Verteidigung des Vaterlandes schlechterdings hätte tun können. In seinem Kopfe spuken die wildesten Phantasien von ungeheueren Scharen von Gläubigen, die die Eindringlinge vernichten werden. Wo diese Scharen herkommen werden? Aus den Bergländern der Nomaden, vom heiligen Mesched oder vom noch heiligeren Nedjes, kurz irgendwoher, je weiter, je besser. Da man ganz genau weiß, daß in der Nähe nicht ein einziger Mann gegen die Russen auf die Beine gebracht wird, so klingen die Nachrichten von den sich sammelnden Heldenscharen um so wahrscheinlicher, je weiter sie herkommen. Diese Phantasiestimmung birgt vielleicht die größte Gefahr für Persiens Selbständigkeit. Denn wie leicht kann sie einmal zu unbedachten Taten führen, die den Russen den erwünschten Vorwand zum Einmarsch nach Teheran liefern. Haben die Russen aber erst einmal die Hauptstadt besetzt, so werden es sicher nicht die persischen Einflüsse sein, die sie zur Aufgabe der einmal gewonnenen Position bewegen. Nicht hier wird also die Frage über Persiens Zukunft entschieden, sondern in den Kabinetten von London und Petersburg sitzen die Leute, die für Persien die Rolle des Schicksals spielen.

Vom kulturellen Standpunkt wäre es ja kein Schade, wenn einmal frisches Leben in die alten Ruinen einzöge. Klingt es doch fast wie eine Fabel, daß ein unmittelbar an Europa grenzendes Land keine Fabriken, keine Maschinen, keine Eisenbahnen, ja nur zum kleinsten Teil fahrbare Straßen besitzt, kurz, daß dort an der Schwelle Europas ein Land liegt, das auf einer Entwicklungsstufe stehen geblieben ist, die nun schon mehr als 2000 Jahre hinter uns liegt. Bismarck hat einmal von den Russen gesagt, daß ihre Kulturaufgaben im Osten liegen. Jeder unparteiische Beurteiler muß den Russen das Zeugnis ausstellen, daß sie dieser ihrer Aufgabe gerecht werden. Mögen im eigenen Lande noch so wunderbare Zustände herrschen, dem schlafenden asiatischen Kolosß haben sie jedenfalls, wo sie hinkamen, Leben eingehaucht. Mit jedem Schritt, den sie in die weiten transkaukasischen Länder vordrangen, entstanden Straßen, Eisenbahnen, Telegraphen, gewaltige Stau- und Bewässerungsanlagen, umfangreiche Fabriken: alles Dinge, von denen der Orient nichts ahnte. Und doch! Wiegt der so erzielte Gewinn die Zerstörung der reichen, selbständigen Kultur auf, die früher hier ihre Stätte hatte? Wohl flutet heute noch dieselbe farbenshillernde Menge durch die Straßen der Städte Turkestans, aber in den Köpfen spukt es schon von Maschinen und Fabriken, von nervösem Abhezen im Kampf um den Mammon. Wohl ragen in Samarland noch die Trümmer der gewaltigen Bauten eines Timur Lenk in die blaue Luft, stehen in Buchara die dräuenden Mauern der Zwingburg des Emirs, und doch kann das Auge nicht den Anblick

der häßlichen Steinhäuser und Wellblechbaracken los werden, die der fremde Eroberer dort draußen errichtete. Sähe der persische Dichter Firdusi die häßliche europäische Duzendware, die heute in den alten schönen Basaren an die Stelle der Schätze des Orients getreten ist, er fänge nicht wie vor 900 Jahren: „Für ein Lächeln auf deinen Lippen gäbe ich alle Schätze Bucharas und Samarkands.“ Mit dem Augenblick, an dem ein Volk von Fremden abhängig wird, ist es kulturell tot. Was übrig bleibt, ist nur ein in der Vergangenheit wurzelndes Scheinleben. Ist die Unabhängigkeit Persiens auch noch so fadenscheinig geworden, sie deckt noch immer eigenes Leben und selbständige Entwicklung.

. . . Ich steige einen kahlen, steinigen Gang hinauf. Nirgends ein grüner Fleck, nicht einmal der kleinste Grassalm, auf dem das Auge sich ausruhen könnte inmitten des erbarmungslosen, von allen Seiten reflektierten Sonnenlichts. Eine graubraune Lehmmauer, deren Farbe sich in nichts von der eintönigen Umgebung abhebt, taucht auf. Ich trete in den Garten, der sich hinter der großen Mauer versteckt — und wie mit einem Zauberschlage hat sich alles geändert. Draußen zittert die Luft in der brennenden Mittagsglut, hier herrscht wunderbare Kühle; draußen war das Auge geblendet vom grellen Licht, hier taucht es in dunkle, grüne Schatten. Draußen war alles starr und tot, hier ertönt das Rauschen des Wassers und das Singen der Vögel. Nur aus der Umgebung, aus der Natur dieses Landes heraus läßt sich der Zauber persischer Gärten, lassen sich die begeisterten Lieder, die persische Dichter ihnen weihten, verstehen. Wodurch läßt sich nur die geheimnisvolle Kraft des Orients erklären, der jeden in seinen Bann schlägt, der einmal von seinen Reizen gekostet hat? Habe ich wochenlang das öde Hochland Irans durchzogen, hat mich der tägliche Kampf mit Maultiertreibern und Karawansereinhabern, der Mangel jeglichen Komforts mürrisch gemacht, so fange ich an, mich nach dem heimischen Leben zu sehnen, und denke wohl gar: Das ist nun wirklich das letzte Mal, daß du dich all dem aussetzt. Aber der Bann ist nicht zu brechen. Bin ich wirklich zu Kultur und Komfort zurückgekehrt, so erwacht mit erneuter Kraft die Sehnsucht nach dem freien Leben hier draußen. Im Ohr hallt der dumpfe Klang der Karawanenglocken, und im Traume erscheinen die langen Reihen stolz einher-schreitender Kamele, die langsam und feierlich durch öde Wüsten und über steinige Pässe ziehen.

Stellen Sie sich ein Bild vor, dessen Großartigkeit ich allerdings nur andeuten, nie erschöpfend beschreiben kann: Hoch über Teheran erhebt sich, den ganzen nördlichen Horizont abschließend, die gewaltige Kette des Elbursgebirges, im Nordosten überragt von dem spitzen Horn der Demawänd, des alten, jetzt erloschenen Vulkans. Nach dem ersten Schneefall taucht allabendlich die untergehende Sonne die weißen Berge in ein Meer von Farben, vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Rot. Wenn aber der letzte Schein auf den näherliegenden Höhen erloschen ist, wenn das warme Rot einem kalten Blau gewichen ist, wenn

die Nacht als deutlich erkennbarer, dunkler Schatten am östlichen Horizont emporsteigt, dann ruht noch der letzte Sonnenstrahl auf dem Gipfel der Demawänd. Einer riesigen Fackel gleich, als wäre das innere Feuer wieder in ihm lebendig geworden, so leuchtet der einsame Vulkan durch die blaue Nacht. Höher und höher hinauf steigen die Schatten, nur um die höchste äußerste Spitze flutet jetzt noch das Sonnenlicht, und im nächsten Augenblick ist alles wie ein Spul im Dunkel der Nacht verschwunden. Aber nicht das ist es, was den Zauber des Orients erklären könnte, nicht die Pracht der leuchtenden Farben, nicht die in unserer nordischen Heimat so vermißte Sonne, die dort tagtäglich am wolkenlosen Himmel aufgeht. Sonne, Licht und Farben haben wir auch in den südlichen Ländern Europas, aber diese vermögen uns nicht gleich dem Orient mit tausend Klammern zu halten. Der Grund muß also tiefer liegen und in das innere Leben hinüberreichen.

Man glaubt in den sogenannten Kulturländern eine charakteristische Erscheinung des Wirtschaftslebens treffend mit dem Worte „time is money“ zu kennzeichnen. Ist das, wie es manches Mal scheinen möchte, wirklich der eigentliche Inhalt, das Ziel unserer Entwicklung, so treiben wir mit allen unseren Errungenschaften zum kulturellen Selbstmord, und der Orient wird ruhig weiterdauern wie er ist, wenn wir längst zu bestehen aufgehört haben. Nicht viele Generationen nach uns werden mit derselben rastlosen Steigerung den Raubbau weitertreiben können, den wir in Überschätzung unserer Kräfte mit unseren Nerven, in Überschätzung der Technik mit den Reichtümern unseres Bodens treiben. Wer einmal das Leben des Orients wirklich zu leben versucht hat, der fühlt geradezu, wie Unruhe und Rastlosigkeit, die wie ein Druck auf ihm lasteten, in dieser Umgebung verschwinden und die überreizten Nerven sich entspannen. In diesem „Sich ausruhen können“ liegt meiner Ansicht nach das Geheimnis des Orientzaubers, und um dieses Zaubers willen sollte man den Frieden des alten Irans nicht stören. Ein Schienenstrang in der gewaltigen Einsamkeit der Wüste, ein Fabrikschornstein, dessen Rauchfahne das leuchtende Himmelsblau besleckt, kann das Märchenland entweihen. Herrscht erst der Moskowiter in Teheran, im Isphahan und im heiligen Mesched, so ist der Zauber für immer gebrochen. . . .

Doch ich sollte Ihnen ja von Tatsachen erzählen und phantasiere nun schon eine ganze Zeitlang nur von Stimmungen. Aber Sie müssen das schon mit in Kauf nehmen. Wollten Sie das heutige und vor allem das zukünftige Persien nur nach der Komödie der nackten Begebenheiten beurteilen, so wäre es ein verzerrtes Bild, das Sie bekämen. Vielleicht werden doch noch einmal andere Kräfte als die heute sichtbaren gestaltend auf die spätere Zukunft dieses Landes wirken. Für die nächste Zukunft bleiben natürlich Rußland und England die bestimmenden Faktoren in Persien, wie denn auch die Ereignisse der nächsten Vergangenheit in der Hauptsache das Resultat dieser hinter den Kulissen wirkenden Kräfte sind. Was Persien selbst zu seiner neuesten Geschichte bei-

getragen hat, ist nichts als eine Komödie, in der man versuchte, die Schäden des orientalischen Staates mit europäischer Schminke zu verdecken.

Damit Sie gleich von vornherein einen Begriff von dem Geist bekommen, nach dem hier regiert und gearbeitet wird, möchte ich Ihnen eine kleine charakteristische Geschichte erzählen:

Im Sommer 1910 machte der vielgenannte Räuber Reschid Sultan (1911 im Kampfe gegen Regierungstruppen gefallen) sich wieder einmal besonders unbequem. Sein Schlupfwinkel war Beramin, eine antike Burg inmitten eines fruchtbaren, volkreichen Bezirks, nur 60 Kilometer südöstlich Teheran gelegen. Man munkelte, daß Reschid Sultan unter der Hand von den Russen unterstützt werde und sogar einen Handstreich auf Teheran plane. Um dem gefährlichen Manne den Garaus zu machen, wurde daher eine militärische Expedition abgeschickt. Führer war ein kaiserlicher Prinz mit dem stolzen Namen: Emir Azäm. In der Übersetzung heißt das „allererhabenster Feldherr“. Wer schon mit einem solchen Titel auf die Welt kommt, muß doch ein geborener Feldherr sein, oder ich gebe es auf, überhaupt noch etwas von Titeln zu halten. Der allererhabenste Feldherr verließ also eines Tages mit einer Truppenmacht die Hauptstadt und erreichte schon am ersten Tage nach ganzen 4 Kilometern Marsch das königliche Schloß Duschän Tepe (östlich Teheran). Hier fand am folgenden Tage eine glänzende Parade der Truppen — 500 Mann Infanterie, 300 Reiter und einige Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre — statt. Dann setzte sich der stolze Zug in Bewegung, um für das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Reschid Sultan wich zunächst in die Berge aus, und eine Weile hörte man nur von unaufhaltsamem Vordringen und siegreichen Gefechten der Regierungsexpedition. (Nachher stellte es sich heraus, daß es sich bei diesen Siegen hauptsächlich um das Ausplündern von Dörfern gehandelt hatte, die vom Feinde verlassen worden waren. Das ist nämlich immer die Hauptsache bei der persischen Kriegsführung. Ehe man sich aber recht versah, hatte der Emir Azäm sich wieder nach Teheran zurückgesiegt. Darob große Entrüstung im Parlament! Wozu hatte man denn eine streng gerechte, parlamentarische Regierung? Natürlich durfte die Gerechtigkeit auch vor den höchsten Personen nicht Halt machen. Man beschloß also, den Emir Azäm vor ein Kriegsgericht zu stellen, und wie die Stimmung war, gab eigentlich kein Mensch mehr einen Pfifferling für dessen Leben. Seine Hoheit, über dessen Haupt sich so schwere Wolken zusammenballten, gehörte aber auch zu den aufgeklärten Leuten und wußte sich die Vorteile der neugewonnenen Freiheit ebenfalls zu nütze zu machen. Noch ehe das Kriegsgericht zusammentrat, veröffentlichte er in einer Zeitung einen detaillierten Rechenschaftsbericht. Besonders eingehend schilderte er darin die Hauptschlacht des Feldzuges. Acht seiner Leute hatten an einem Paß einen ganzen Tag lang gegen etwa ebenso viele Gegner gefochten. Die Gesamtverluste auf beiden Seiten waren zwei Tote und ein Vermundeter gewesen. In echt orientalischer Bescheidenheit vermied es der Bericht, diesen Erfolg und die Verdienste des

Führers nach Gebühr zu feiern, sagte nicht einmal, wer eigentlich gesiegt hatte, sondern setzte nur in lakonischer Kürze hinzu: Es war ein historisches Ereignis! Wer hätte solchen Gründen widerstehen können? Das Kriegsgericht trat entweder gar nicht zusammen oder kam zu einem bedingungslos freisprechenden Urteil. Wenige Wochen später aber führte der Emir Azám den stolzen Titel „Unterstaatssekretär im Kriegsministerium“ und hatte die Anwartschaft, demnächst Kriegsminister zu werden.



## Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Kochs-San Antonio (Texas)

(Schluß)

In Barras, einer Stadt von ungefähr fünfzehntausend Einwohnern, war Fischer an einem jener tödlichen Klimafieber erkrankt, welche gerade junge und kräftige Leute weit gewaltiger packen als ältere und schwächliche Leute. Man schaffte den schwerkranken Landfremden, dessen verwahrlostes Äußere schon mehr die Bezeichnung eines Landstreichers zuließ, in das äußerst primitive Hospital, wo man sich bei seiner Einkieferung schon ziemlich klar darüber zu sein schien, daß man es mit einem Sterbenden zu tun habe. Übergroße Mühe würde man sich mit dem mittellosen „Gringo“, einem der in Mexiko wenig beliebten Nordamerikaner, für den man den Kranken hielt, auch wohl schwerlich gegeben haben, wenn nicht ein alter Priester, der zufällig am Lager des sich in wüsten Fieberdelirien Wälzenden vorüberging, gehört hätte, wie der Kranke in wirrem Durcheinander deutsche und französische Verse sang, auf Englisch und Spanisch fluchte, dann aber wieder Lateinisch und Griechisch rezitierte.

Diese merkwürdige Vielseitigkeit des kranken Fremden erregte das Interesse des greisen Priesters, und gerade diese Anteilnahme genügte wider Erwarten, den scheinbar bereits dem Tode Geweihten noch am Rande des Grabes zu retten und in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig wiederherzustellen. In der Zeit der Rekonvaleszenz wurde aus dem bisherigen polternden Freigeist ein verständnisvoller, wenn auch schwerlich gläubiger und überzeugungstreuer Katholik, aus dem sich allmählich unter Beihilfe seines alten klerikalen Freundes aus dem Hospital, der ihn wiederum der Beachtung und der Gunst des Bischofs der Diözese empfohlen hatte, in unglaublich kurzer Zeit selbst ein „Geweiheter des Herrn“ entwickelte!

Der Bischof hatte die ungewöhnliche Begabung des sprachgewandten jungen Deutschen bald erkannt, dessen allgemeine Bildung — so wenig geregelt und abgerundet sie nach deutschen Schulbegriffen auch sein mochte — dennoch auf